Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 2

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Bibliothekunsitten. Ist es nicht manchmal merkwürdig zu sehen, wie viele Menschen, die auf das Prädikat „gebildet" Anspruch machen, doch auf Schritt und Tritt gegen die simpelsten Gesetze des Taktes und des Anstandes verstoßen? Wer viel in Lesesälen und Bibliothekzimmern zu tun hat, muß nur zu oft bis zum Überdruß bemerken, wie nicht nur in den aufgelegten Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch in Büchern und größeren Nachschlagewerken der Rand mit Frage- und Ausrufungszeichen oder sogar mit manchmal sehr einfältigen Glossen und Kommentaren „verziert" ist. Ob diese Leute wohl eine Ahnung von der Taktlosigkeit haben, die darin liegt, andere Menschen durch dieses Beschmieren in dem ruhigen Genuß der betreffenden Artikel usw. zu stören und sie in solch aufdringlicher Art mit ihren Ansichten, um die kein Mensch sie gefragt hat, zu belästigen? Wir glauben nicht; denn sonst würden sie nicht die Unverschämtheit haben, Zeitungen und Bücher, die ihnen nicht selbst zugehören, in dieser Weise zu beschädigen. Ein Sprichwort sagt: „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände!" Sie mögen sich's merken!

P. A.

Es mußt' ein Jäger früh aufstehn. Es passiert mir zuweilen, daß mich die Gesellschaft der Klugen und Blasierten, der Klatsch der Literaten und Ästheten anwidert; dann laufe ich den Fratzen davon und auf die Straßen und Schulplätze. Da hol' ich mir dann bei den Kleinen wieder Frohmut, an ihren Ringelreihen, bei ihren Hochzeiten, Taufenen und Begräbnissen, wenn Hansli mit dem Gritli z'Kilche geht, der Heiri den Pfarrer macht und ihre Buben und Meitli tauft. — Der singende Seifensieder, der zu seiner Arbeit summende Handwerker lebt bald, wie das Handwerk, nur noch im Buche. Die Riesenmaschinen in den modernen Fabrikbetrieben sorgen nun für Singen und Summen. Aber die Kleinen, die singen noch zu ihrer Arbeit; denn ihre Arbeit ist eitel Freude und Spiel. Und wenn du einmal ein Stündlein deinen Gesellschaftspflichten opfern und dem Treiben der Kleinen unbeachtet lauschen kannst, du wirst für das Verlorene königlich belohnt. Und wenn du feine Ohren und offenen Sinn hast, kannst du alte Volksweisen neu im Kinderspiel aufleben sehen. — Ein paar Bubli und Meitli in zerlumpten Kleidchen, mit roten und hellen Härchen, faßten sich an den Händchen, drehten sich im Kreis, eines in der Mitte, und nach einer passenden Melodie ging Lied und Handlung vor sich. Ich traute meinen Ohren kaum, aber als sie denselben Vers immer wiederholten, hatte ich's bestimmt im Kopf, den Anfang eines alten, einst vielgesungnen Volksliedes:

Es mußt' ein Jäger früh aufstehn,
Drei viertel Stund' vor Sonnaufgehn,
Er nahm sein Liebstes bei der Hand
Und führt es durch das ganze Land.
Ade, ade, mein liebes Kind,
Ade, ade, mein Wohlgesind,
Ade, ade, jetzt muß ich gehn,
Ade, ade auf Wiedersehn! —

Eine weitere Strophe kannten die Kinder nicht. Sie fingen mit derselben Frische immer wieder von vorn an, was auch wir Alten tun müssen, wenn wir mit unserem Latein zu Ende sind. Aber die Anmut und der Liebreiz ihrer Bewegungen, die Naivität ihrer Geberden war einzig köstlich. So, wie die Alten sungen! Werdet wie die Kinder!

O. F.

Zürcher Stadttheater. Auch das Zürcher Stadttheater, das unter der vorzüglichen Leitung von Direktor Alfred Reucker in den letzten Jahren eine bedeutende künstlerische Höhe erreicht hat, leidet an finanziellen Beklemmungen. Das Defizit der letzten sieben Jahre beträgt 437,084 Fr.,

die allerdings durch freiwillige Beiträge fast ganz gedeckt sind. Da es dem Theater selbst nicht möglich ist, die Einnahmen noch mehr als bisher zu steigern, beantragt der Stadtrat von Zürich dem großen Stadtrat, die jährliche Subvention auf zirka 80,000 Fr. zu erhöhen. Dafür verpflichtet sich das Theater u. a. eine Spielzeit von mindestens 7½ Monaten inne zu halten, drei bis vier unentgeltliche Schülervorstellungen und bis zu zwanzig Volksvorstellungen zu stark ermäßigten Preisen zu veranstalten. Es ist dringend zu wünschen, daß dieser Antrag, der auch der Gemeindeabstimmung unterliegt, durchzudringen vermag, damit nicht das Theater der allbekannten künstlerischen Verlotterung des Pachtbetriebes anheimfallen muß. Die Zürcher Bevölkerung würde damit ihrem Kunstverständnis ein schönes Zeugnis ausstellen und beweisen, daß sie trotz der materialistisch angehauchten Zeit, den Wert der idealen Güter noch zu schätzen weiß.

Die diesjährige Spielzeit beginnt am 1. September vorerst im Pfauentheater der Filialbühne des Stadttheaters mit Shakespeares „Was ihr wollt". Für den Monat September verzeichnet der Spielplan der Pfauenbühne u. a. noch folgende Stücke: Traumulus, Gyges und sein Ring, Die Schmuggler, Nachtasyl, Macht der Finsternis.

Am 16. September öffnet dann auch das Stadttheater seine Pforten mit Webers neu einstudiertem „Freischütz". Diesem folgen im September und Oktober die Opern und Operetten: Martha, Norma, Rienzi, Czar und Zimmermann, Zauberflöte, La Tosca, Tannhäuser, Liebestrank, Aida, Johann v. Paris, Fidelio, Lohengrin, Puppenfee, Mamsell Angot, Walzertraum. Ferner im Schauspiel: Julius Cäsar, Der Traum ein Leben, Die Räuber.

Wie man sieht ein Programm, das bei der künstlerischen Gewissenhaftigkeit, mit der am Zürcher Stadttheater gearbeitet wird, zu den schönsten Erwartungen berechtigt. F. O. Sch.

Berner Musikleben. Orgelkonzerte im Berner Münster. Diese Konzerte sind zu einem wichtigen Teile unseres musikalischen Lebens geworden; denn ich darf sagen, daß Orgelwerke nur selten in der Klangvollendung geboten werden, wie in der Ausführung von Professor C. Heß. Und was besonders fasziniert, ist Heß' Fähigkeit in seinen Ausdrucksmitteln stets dem Komponisten und seiner Zeit gerecht zu werden. Wir hörten in den letzten Konzerten neue Stücke besonderer Bedeutung; so die „Orgelhymne" von Piutti, die „Adoration" von Guilmant, Hendricks phantasievolle „Toccata", die „Elevation" von Bossi, eine eigene, sehr gediegene Choralphantasie „Wachet auf", und dann eine ganze Reihe von Werken alter Meister.

Angenehme Abwechslung brachten die Solisten: Fräulein M. Strübin, (Sopran), Herr Brodersen (Violine) und besonders unser Konzertmeister, Herr Pécsi.

— Kursaal Schänzli. IV. Symphoniekonzert. Mit Geschmack und künstlerischem Schwung führte Herr Kapellmeister Pick mit seinem Orchester die Symphonie D-Dur von Mozart auf. Das Programm enthielt außerdem noch „drei einfache Stücke" von Hugo Kann, deren schlichter Inhalt gut wiedergegeben wurde, und schließlich hörten wir noch die Ouvertüre: „Les Abencerages" von Cherubini. Das sehr zahlreiche Publikum hatte sich in der Hauptsache eingefunden, um die vielbesprochene Sängerin, Frau Felicia Kaschowska aus Darmstadt-Paris zu hören. Die Künstlerin brachte zwei Arien zum Vortrag: „Ah, perfido" von Beethoven und die Oceanarie aus Webers „Oberon". Namentlich in der zweiten Arie wußte Frau Kaschowska das Publikum hinzureißen durch eine wunderbare Vollendung des dramatischen Ausdruckes, durch ein Organ, das in seiner Fülle und sonorem Klang wohl das Äußerste an Kraftaufwand anwenden darf, ohne das künstlerische Maß zu überschreiten. Reicher Beifall wurde der Sängerin zuteil.

V. Symphoniekonzert. Bei „ausverkauftem" Hause fand dieses vorletzte intime Konzert statt. Zur Einführung spielte das Orchester Mendelssohns A-Dur-Symphonie,

deren letzter Satz besonders ansprach. Es folgte eine Konzertouvertüre: „Cockaigne" des englischen Komponisten Edward Edgar, deren künstlerischer Wert trotz aller „Mache" ziemlich fragwürdiger Art ist, und zum Schlusse hörten wir „Pariser Carneval" von J. S. Svendsen, ein Stück, dessen glänzende Instrumentierung stets einen äußeren Erfolg sichert. Trotz des Gesagten, sind wir Herrn Kapellmeister Pick dankbar, daß er in seinen Konzerten neues vorführt, und zwar in recht anerkennenswerter Ausführung.

Fräulein Stefi Geyer aus Budapest spielte ein Konzert von Goldmark und ein Rondo von Vieuxtemps. Was wir an der jungen Künstlerin bewundern, ist ihr poesievoller Ton und ihr Temperament, sowie eine graziöse und doch nicht oberflächliche Vortragskunst. Auch bei diesem Anlaß hatte Stefi Geyer, wie stets in Bern, einen vollen Erfolg. E. H.-n.

Genf. „Die letzte Vestalin" von Th. Darel. Anläßlich des internationalen Geographenkongresses hat man die Ungeschicklichkeit begangen, die ahnungslosen Vertreter der Erdkunde mit der Uraufführung eines „Dramas" zu langweilen. Die Reklame hatte wie toll getutet, so daß man hätte glauben können, es würde wenigstens dem Varietégeschmack etwas geboten. Aber selbst solche „bescheidene Erwartungen" wurden zu schanden. „Die letzte Vestalin" der Madame Darel ging von 9 Uhr abends bis Mitternacht ihrem sichern Verderben entgegen. Darüber gab es keinen Zweifel, nachdem sich der Vorhang hob und uns die unwürdige Priesterin schamlos ihre irdische Liebe zu einem römischen Krieger eingestand. Die Tochter wird vom Oberpriester, der den Zunder roch, gewarnt. Statt nun den von Theosophie nur so triefenden Sprüchen des edlen Greises zu folgen, lauschen ihre unvestalischen Ohren dem Bühlbühl im nahen Liebeshaine. Inzwischen stürzt ihr Bruder, der das verdienstliche Amt hatte, seinen Freund, den römischen Krieger bei der Schwester einzuführen, aus einer Kopfwunde blutend, auf die Szene. Wer ihm jene beigebracht hat, meldet kein polizeiliches Bulletin, und auch er selbst hat keine Zeit übrig für solche Nebensächlichkeiten; denn er muß vor seinem Tode hurtig noch einige Prophezeihungen einer kommenden christlichen Aera von sich geben. In Wahnsinnsgelall kauert er auf dem waldigen Boden. Freilich erhebt er sich noch einmal, um Schwester und Freund mit der Mitteilung von seinem Übertritt zur katholischen Kirche zu überraschen. Dann haucht er definitiv aus.

Damit hat aber die Autorin ihr dramatisches Pulver noch lange nicht verschossen. Der römische Krieger ist nämlich auch ein verkappter Christ und wird von den erbosten Heiden, nachdem er so unvorsichtig war, es auszuplaudern, hingeschlachtet. Die noch einzig Lebende des unglücklichen Trios teilt das Schicksal Aidas. Sie wird eingemauert, wie ich schon oben zu berichten — die traurige Pflicht hatte.

Damit muß auch das Stück schließen, zu dem ein Genfer Kapellmeister einige überflüssige Takte schrieb. Ohne Melodrama machen wir's nun einmal nicht.

Und nun die Autorin: Madame Darel. Sie ist Spiritistin und soll ihre „Vestalin" unter dem Einfluß eines guten Geistes geschrieben haben. Die Reklame hatte vorher von einem Werke gesprochen, das den innerlichen Kampf zweier geistigen Welten in den Helden zum Ausdruck brächte.

Ich bin leider nicht intelligent genug, um in diese dunkeln mystischen Tiefen des Kampfes zu dringen, und noch weniger um das hinzuzutun, was dem Stücke fehlt: die Logik im Chaos. Merkwürdig, „Polyeucte" von Corneille und „Athalie" von Racine sind bedeutender klarer als dieses Stück.

Indessen hat „Die letzte Vestalin" auch auf dem Theater ausgelitten. Nach zweimaliger Einmauerung war's um sie geschehen. r. i. h.

Emilie Welti-Herzog Konzert in Olten. Für Bonaduz und Frau Welti-Herzog — das waren zwei Faktoren, die

dem Wohltätigkeitskonzert im Konzertsaale der Ersparniskassa in Olten vom Sonntag, den 19. August einen zahlreichen Besuch aus der Stadt selbst und der ganzen Umgebung zum voraus sicherten. Frau Welti-Herzog — nichts hat sie von der jugendlichen Elastizität ihrer phänomenalen Stimme eingebüßt. Mit ihrer Kunst hat sie auch diesmal wieder die Menge bezaubert und jeden ihrer Vorträge mit der Schönheit und Eindringlichkeit ausgestattet, wie es eben nur sie vermag. Wie herrlich klang jeder Ton von den Lippen der Sängerin, wie zündete jede Nüance, jedes Wort, wie strömte da dem gebannten Zuhörer ein Wohllaut entgegen, daß draußen der erste Herbstsonnenschein noch goldiger leuchtete. Frau Welti-Herzog machte sich ihre Aufgabe nicht leicht. Nicht weniger als fünfzehn Vorträge hatte sie ausgewählt, denen sie auch nicht das Geringste an ihrer Eigenart schuldig blieb. Sie leitete sie ein mit der Gebetarie aus Eckerts „Wilhelm von Oranien", die gleich erkennen ließ, daß die Sängerin vorzüglich disponiert sei. Dann folgten die Schubertschen Liederperlen „An die Musik", „Frühlingsglaube", „Die Taubenpost" und „Geheimes". Brahms war vertreten mit „Wir wandelten", „Liebliche Wangen" und „Vergebliches Ständchen", in denen Frau Welti-Herzog sowohl das Leidenschaftliche wie auch das Neckische in vorzüglicher Weise wiedergab. Ebenso Robert Schumanns „Der Schmetterling", „Marien Würmchen", „Volksliedchen" und „Aufträge". In der berühmten Arie der Rosine aus Rossinis Oper: „Der Barbier von Sevilla": „Una voce poco fà", zeigte Frau Welti-Herzog die große Kunst ihrer Koloraturen, so daß der vollendete Vortrag die Zuhörerschaft aufs Höchste entzückte. An Herrn Gottfried Staub aus Basel hatte die Sängerin einen in jeder Beziehung vorzüglichen Begleiter. Als Klaviersolistin trat dann noch Frl. Margrit Staub aus Basel auf, die ein respektables Können bewies. H.

Wilhelm Tell im Freien. „Dürfen wir heute nachmittag im Rugenpark „Tell" aufführen?" wurde ich an einem schönen Junivormittag in meiner Klasse gefragt. Ja, „Tell" aufführen, flehten 50 Stimmen. Ich hatte nichts einzuwenden, als man allgemein behauptete, die „Szene in der hohlen Gasse" gehe auswendig, und so beschloß denn die Versammlung einstimmig und unter großem Jubel, nachmittags zum Festspiel in den grünen Tann zu ziehen.

Es war nicht das erste Mal, daß irgend ein passender Winkel im Freien uns als Naturbühne zu dergleichen Aufführungen dienen mußte. So hatten wir z. B. auf dem Schulhausplatze einmal Geßlers Hut aufgepflanzt, und Tell hatte unter frenetischem Beifall den Apfel mitten durchgeschossen. Den Text dazu hatten die Schüler selber erfunden.

Zeitig schon fanden sich die Leutchen, eine abenteuerliche Gesellschaft, ein. Selbstgezimmerte Waffen brachten sie mit, nägelstarrende Knüttel, Bergstöcke, alte Säbel, hölzerne Schwerter, die sie mit Bronzefarben bemalt hatten. Einzelne trugen auf dem Kopfe runde Küherkäppelein, auf die eine schwesterliche Hand ein Schweizerkreuz aufgenäht hatte, andere hatten blecherne Schilde verfertigt, sogar zwei Armbrüste hatten sie mitgebracht. Wer von Vorübergehenden über den komischen Aufzug zu lachen wagte, erntete ein mitleidiges Achselzucken. Die Knüttel stellten natürlich Morgensterne dar, die Bergstöcke waren Spieße, wirkliche Spieße usw.

Freilichtbühne war diesmal ein lauschiger Waldwinkel, eine wirkliche, prächtig eingerichtete hohle Gasse. Zuerst wurde die Rollenverteilung vorgenommen, wobei ich Gefahr lief, erdrückt zu werden. Am Darsteller Geßlers nahmen mehrere Knaben Anstoß, „weil er keine krumme Nase habe; ein Tyrann habe doch eine krumme Nase". Nun wurde hin- und hergeraten, wie man z. B. den Hochzeitszug darstellen wolle. Von verschiedenen Vorschlägen entschied man sich für den geeignetsten. Der Hochzeitszug sollte zur einen Hälfte aus Knaben, zur andern Hälfte aus Mädchen bestehen, die, paarweise hintereinander, wie es die Mädchen im Turnunterricht gelernt hätten,

vorbeimarschieren sollten mit sog. „Chettischlüfe", voran das Brautpaar, geschmückt mit Kränzen aus Waldblumen. Die Musik wird weggelassen. Dafür singt der Hochzeitszug beim Vorbeimarsch das Lied „Seht wie die Knospen sprießen".

Geßler und sein Gefolge. Das Pferd des Tyrannen wird von zwei Knaben dargestellt, welche den Landvogt auf ihrem, mit einem großen dunkeln Tuche bedeckten Rücken tragen. Um Geßler herum, schön geordnet, ein schreckenerregender Wald von Bergstöcken (Spießen), seine Schergen, voraus mit Schwert und selbstverfertigtem Schild Frießhard, der „dienstfert'ge Schurke". Das größte Mädchen spielt die Armgard und die zwei kleinsten sind ihre Kinder. — So, nun strengt euch an, ausfindig zu machen, ob noch etwas fehlt! — Richtig, die „Bank von Stein" ist vergessen worden, die muß schnell noch her. — Nun hatten der Hochzeitszug und die Gruppe Geßlers noch eine Vorprobe abzulegen, was sich als sehr notwendig erwies. Der übrige Teil der Klasse, das Publikum, nahm Platz. Lauter moosgepolsterte Plätze auf dem gegenüberliegenden Bord der „hohlen Gasse". Es ist ein anspruchsloses Publikum, das gerne mit seiner Phantasie ergänzt, was uns an Einrichtung mangelt. Und die Sonne spendet Glanz, sie schickt goldige Lichter an den schlanken Fichten hinunter und läßt sie spielen mit dem grünen Moose und mit den Kinderköpfen. Erwartungsvolle Stille! Jetzt!

Tell, auf seine hölzerne Armbrust gestützt, hält seinen Monolog. Ein Dutzend Lippenpaare begleiten ihn leise. Ein paar Mal stößt er an. Ich helfe. Er versteht wohl noch nicht ganz alles, was er spricht. Was tut's! Ich will den Schülern den „Tell" ja nicht mit dem Löffel einstreichen, daß sie ihn für ihr ganzes Leben lang „gehabt haben". Sie sollen ihn auch später immer wieder lesen, zwanzigmal, dreißigmal, um immer neue Schönheiten mit Entdeckerfreude darin zu finden. — Der Hochzeitszug, was für ein hübsches Bild, wie viel schüchtern verratene, natürliche Anmut. Ich winke. Der Landvogt naht mit seinen Schergen. Für Uneingeweihte ein überaus komischer Anblick. Aber nur nicht etwa lachen jetzt! Das hieße das Spiel gründlich verderben, bei dem sie jetzt mit Leib und Seele, mit vor Eifer geröteten Wangen sind. Die Zuschauer sind aufgestanden. Einige fangen sogar an mitzuspielen. Andere ahmen unwillkürlich die Mimik Geßlers, der, seinen geflickten Halbleinkittel ganz vergessend, in wirklicher Tyrannenlust die Armgard anherrscht, nach. Mir bleibt nichts anderes übrig, als die Zügel einen Augenblick loszulassen. Geßler fällt und ein ganz unzeitgemäßes „Hurrah" belohnt Tells Tat. Die barmherzigen Brüder können ihr Grablied nicht mehr zur Geltung bringen, die Freude über den Fall des Tyrannen treibt zu hohe Wogen.

Noch einmal, noch einmal, aber jetzt möchte ich der Tell sein und ich der Geßler usw.! Ich flüchte mich auf das Bord hinauf und stelle mit großer Mühe wiederum Ruhe her. Die Rollen werden anders verteilt, und nur schwerlich gelingt es mir, Neid und Mißgunst, die ich auf verschiedenen Gesichtern geschrieben sehe, zurückzudrängen. Ich übernehme diesmal selber eine Rolle, ich spiele Rudolf den Harras.

Auf diese Weise wird ein ganzer geschlagener Nachmittag verplempert! In der Schulstube hätte ich ja in einer halben Stunde den Inhalt der Szene recht anschaulich erzählen können. Dann hätten die Schüler abschnittweise gähnend nacherzählt, bis alles „geklappt" hätte. Einen blauen Dunst, ein paar auswendig gelernte Sätzlein und das edle Gefühl des „Gehabthabens" hätten sie davongetragen. Und obendrein hätte ich dann noch zwei Stunden für andere, nützlichere Dinge übrig gehabt. Nun ja, hier im Walde lernten die Schüler nicht, das stimmt, sie erlebten, und das ist weit mehr wert. Ihr Schöpfertrieb bekam ein neues Wirkungsfeld. Und noch lange Zeit haben sie sich intensiv damit beschäftigt, die Gestalten der Sage wurden lebendig in ihnen und die Aufführungen haben manche schöne Frucht getragen, wenn

diese sich auch nicht in der Prozentzahl richtig gelöster Aufgaben oder beantworteter Fragen äußerte. Ich möchte daher derartige Aufführungen für ähnliche Schulen (6., 7., 8. und 9. Schuljahr) wärmstens empfehlen. Aug. Flückiger, Matten.

Anmerkung. Wir entnehmen diesen beherzigenswerten Aufsatz den von Seminardirektor Dr. E. Schneider herausgegebenen trefflichen „Berner Seminarblättern".

Literatur und Kunst des Auslandes

Friedrich Paulsen. Kaum vier Wochen nach Otto Pfleiderers Tode hat die Berliner Universität wieder einen ihrer geistesmächtigsten Lehrer verloren: am 15. August ist — im Alter von nur 62 Jahren — der Philosoph Friedrich Paulsen einem Krebsleiden erlegen. Er war schon seit zwei Jahren leidend, konnte aber noch bis zum Ende des Sommersemesters seine Vorlesungen halten.

Friedrich Paulsen ist am 16. Juli 1846 in Langenhorn (Nordfriesland) geboren, promovierte 1871 an der Universität Berlin zum Doktor, habilitierte sich 1875 mit der Schrift „Entwicklungsgeschichte der kantischen Erkenntnistheorie" als Privatdozent, wurde 1878 zum Extraordinarius, 1893 zum Ordinarius für Philosophie und Pädagogik in die philosophische Fakultät ernannt. Der Einfluß und die geistige Anregung, die von Paulsen, dem akademischen Lehrer, dem philosophischen und pädagogischen Schriftsteller ausgegangen, ist unermeßlich. Seine zweibändige „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten" ist auch von unmittelbar praktischer Bedeutung gewesen für die Ausgestaltung des höheren Schulwesens in Deutschland. Eine vortreffliche Vorschule für das philosophische Studium bildet Paulsens „Einleitung in die Philosophie"; sein „System der Ethik" (alle diese Werke sind vielfach aufgelegt) gehört zum eisernen Bestand einer rechten Philosophen- und Theologenbibliothek. Paulsen verfügte über eine eindringliche Beredsamkeit und eine glänzende, oft hinreißende, nie langweilig werdende Kraft der Darstellungsweise. Er konnte seine philosophischen Gedankengänge auch dem philosophisch minder Geschulten in eine klare, gemeinverständliche Sprache formen. In diesem Sinne hat er Kant und seine Lehre dargestellt und in der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ein kurzes, prächtiges Bild „des deutschen Bildungswesens in seiner geschichtlichen Entwicklung" geschrieben. Ein guter Bruchteil des Umfanges dieses Büchleins, handelt vom zeitgenössischen Bildungswesen, mit kecken, frischen Streifzügen in die Welt der neuen Bildungsideale. Denn Paulsen lebte auch mit seiner Zeit; so sehr er Historiker war, behielt er doch für die Nähe und Fragen der Gegenwart offene Augen. Er war einer jener seltenen Gelehrten (ihre Zahl wächst glücklicherweise immer mehr), die auch zuweilen vom Katheder hinabsteigen, und, wo und wie ihr Gewissen sie treibt, in den Tagesstreit und in die Fragen der Zeit eingreifen. Dies hat Paulsen oft getan, bald mahnend oder strafend, bald klärend und versöhnend, ohne sich jedoch einer bestimmten Partei anzuschließen. So hat er vor Jahren Haeckels „Philosophie" einer scharfen Kritik unterzogen und neuestens auch in die sexualpädagogischen Streitfragen energisch eingegriffen. Die philosophisch-polemischen Aufsätze sind gesammelt in seiner „Philosophia militans", die sexualpädagogischen Äußerungen in einer diesen Frühling erschienenen Broschüre. —

Mag Paulsen für unser schweizerisches Empfinden oft zu plänkelnd, in politischen Dingen uns zu sehr als „Staatsphilosoph"